

Quelle: NEON

© Gruner + Jahr

Vermischtes

## Zu Haus im falschen Land

Prominente wie Brad Pitt oder Madonna haben es vorgemacht. In den wohlhabenden Nationen ist die Nachfrage nach ADOPTIONSKINDERN riesig. »Süße Ausländerkinder« sind en vogue. Aber wie geht es denjenigen, die als Inder, Koreaner oder Kolumbianer geboren wurden und heute als Schwaben, Hessen oder Baden-Württemberger leben? Ihre Antwort ist zwiespältig.

**DIRK BÖTTCHER**

Lily Wallenberger ist eine kleine Asiatin, die auffällig schwäbelt. Die »frägt« sagt statt »fragt« und am liebsten Käsespätzle mag. Es passt nicht zusammen, was man sieht und was man hört. Sie ist eine schwäbische Asiatin oder asiatische Schwäbin, eigentlich einfach nur Deutsche.

Nur dass die Leute immer glotzen. Ihr Deutsch loben oder was Gemeines sagen wie: »Geh zurück nach China.« Auch noch das verkehrte Land. Wenn schon China, dann bitte Südkorea. Hier wurde Lily geboren. Wo genau, kann sie nicht richtig aussprechen. Sie war nur drei Monate dort, wurde dann weggegeben.

Man wusste nicht, wohin mit ihr. Sie weiß heute manchmal nicht, wohin sie mit diesen drei Monaten soll. Sie sind nicht das passende Fundament für 22 Schwaben-Jahre. Die bleiben darauf eine wacklige Angelegenheit.

Die Geschichte von Lily lässt sich hunderttausendfach erzählen. So viele Kinder wurden in den letzten 50 Jahren allein aus Korea ins Ausland adoptiert. Einfach in die Welt verstreut, weil daheim die Zukunft nicht für alle Kinder reichte. In den wohlhabenden Nationen ist die Nachfrage schließlich riesig. Deutsche adoptierten laut einer Studie der Uni Dortmund zwischen 1982 und 2004 fast 17 000 ausländische Kinder, und das sind nur die offiziellen Zahlen. Nach Kindern wird mittlerweile in der Welt wie nach Rohstoffen geschürft: Über 6000 Organisationen vermitteln allein in den USA, aus Indien liefern 270, aus Bulgarien über 100.

Es geht um viel Geld dabei. 15 000

Dollar und mehr zahlen die Leute, um Eltern zu werden.

Um zu helfen oder weil »kleine Hawaii mädchen so supersüß sind«, wie Verona Pooth jüngst sagte. Süße AuslandsKinder sind en vogue. Promis holen sie mit ihren Privatjets aus Ländern, die sich nicht einmal die eigenen Kinder leisten können oder wollen. Madonna besorgte sich eins, das Pärchen Brad Pitt und Angelina Jolie, selbst Gerhard Schröder - der hat gleich zwei. Auch für den Durchschnittsbürger werden AuslandsKinder immer häufiger zum erschwinglichen Statussymbol oder einfach neuem Lebenssinn. Und die Kinder? Wie ist das eigentlich, aus einem Land zu kommen, aus dem man nicht herkommt? »Das mit der Heimat ist arg schwer zu beantworten«, sagt Lily. Sie fühle sich »identitätslos, wie im Schwebezustand«. Ein Puzzleteil im falschen Puzzle - in Deutschland passt das Aussehen nicht, in Korea die Sprache. Es fehlen die Wurzeln und damit der Halt. Sie war die Zweitbeste der Klasse und schmiss dann das Abi. Sie war auch schon in der Psychiatrie. Jetzt die Ausbildung im Schmuckladen, nebenbei schreibt sie ein Buch. Ein Roman, der handelt von Liebe und Verlust. Lily lacht viel und raucht Kette. An ihrem letzten Geburtstag besuchte sie ein koreanisches

Restaurant. Es war ein Versuch. »Vielleicht löst das ja was aus«, dachte sie. Aß Reis mit warmem Salat drauf und Rindfleisch drüber. Das sah aus wie Würmer. Dann doch lieber Käsespätzle! Heimat sind die aber auch nicht. Sie würde keine Kinder adoptieren: »Ein Kind soll da aufwachsen, wo es hingehört.« Gärtringen - tiefe schwäbische Provinz. Aufgeräumt, ordentlich und ein bisschen langweilig.

Ein Fachwerkhaus, sehr gemütlich. Kleine Fensterchen, drinnen ein großer alter Ofen. Vier Kinder toben, eine Katze biegt zufrieden den Rücken - Monita Class ist Mutter in einer fidelen Familie. Schwarzes Haar fließt über ihre Schultern. Zwei warme, dunkle Augen. Der »leichte Indio-Einschlag« war »o.k.« für Monitas Eltern. »Aber nicht schwarz«, hatten sie gesagt, als sie 1974 ein Kind suchten. Monita weiß das. Auch das die Nachbarn sich sorgten, ob das wohl gut gehe, mit »so einem Kind«. Kolumbien war weit weg damals. Ist es bis heute. Monita hat das Land nie besucht. Die Kinder stellen neuerdings Fragen. Wo sie geboren wurde, wer ihre richtigen Eltern sind? Sie kann nicht antworten, weiß nicht mal den eigenen Geburtstag, wurde ohne Geschichte in ein Leben nach Schwaben geschickt. Sie hat nur

## Quelle: NEON

© Gruner + Jahr

diese »inneren Bilder«. Undeutbar für sie, so als könne sich nur der Körper noch erinnern. Es gibt diese Narben auf der Haut. Aus Schwaben sind die nicht.

Für die meisten der ausländischen Adoptivkinder ist die Verbindung zur eigenen Herkunft abgebrochen. Der Anfang ist ein großes Fragezeichen, als wären sie einfach vom Himmel gefallen, mit einem Zettel in der Tasche. Bei Manjari Wagner liest man darauf: uneheliches Kind. Geboren an einem 14., abgegeben am 17.

In einem Kinderheim im indischen Pune. 1978 - mehr nicht. Die »zentrale Frage« bis heute:

Warum? Immer dieses eine Wort. Warum trug Mutter sie aus? Neun Monate lang. Gebar sie unter Schmerzen und gab sie weg. Warum suchte ein deutsches Ehepaar sie aus, nachdem sie in zwei anderen Heimen zuvor nichts Passendes gefunden hatten? Ausgerechnet Manjari, drei Wochen alt und Kopfläuse. Manjari aus Indien wurde zu Manjari Wagner in Deutschland, die zum Fasching immer als Inderin ging. Indien war ein Kostüm, mehr wollte sie davon nie wissen. Sie hatte sogar Angst, dass es plötzlich vor der Tür stünde.

Mutter und Vater, und sie mitnehmen. Immer diese Angst: die deutschen Eltern zu verlieren oder die Freunde. »Regelrechte Verlustängste« als Folge der Adoption, glaubt Manjari. Gingen die Eltern kurz ins Bad, schrie sie. Einschlafen klappte nur im Elternbett, mit Licht an im Nachbarzimmer, und trotzdem Alpträume. In der Schule wollte sie immer nur eine Freundin, und die ganz für sich. »Gell Mama, man hat mich auf der Müllkippe gefunden?«, fragte Monita eines Tages mit der Unbekümmertheit eines vierjährigen Kindes.

Eine deutsche Entwicklungshelferin las sie auf.

1974 - im Müll eines Slums in Bogota, gebrochenes Bein und ausgekugelte Schulter. Inmitten der Reste, die selbst die Ärmsten noch wegschmeißen. Sie kennt den Namen der Straße, in der ihr Leben eigentlich beendet war, bevor sie auf dieser Welt überhaupt ein Wort hätte sagen können. Mutter starb nach ihrer Geburt, Vater wollte sie nicht. Das ist ihre ganze Geschichte, nur diese Chiffre.

Monita will nun nach Kolumbien fahren, vielleicht die Straße suchen, deren Namen sie kennt. Jemand, der sie kennt, wird sie nicht finden. »Die anderen Kinder sahen so aus wie ihre Eltern, ich sah nicht so aus wie meine Eltern«, sagt Lily. Die Formel einer Kindheit, einfach und unlösbar. Ging Lily von der Schule heim, wurde sie gepiesackt. Immer. Die Zweitklässler schubsten sie vom Fahrrad, obwohl sie schon in der Dritten war. Es hörte nie auf, dieses »dauernde Sichrechtfertigen-Müssen, warum man anders aussieht.« Erst neulich, die Oma am Bahnhof. »So eine hässliche Rasse«, tatterte die Alte. Früher wurde Lily dann »autoaggressiv«.

Sie hasste sich selbst, wenn niemand sie liebte.

Heute wäre ihr manchmal nach »Selbstjustiz à la Kill Bill.« Es zerrt die Sehnsucht, jemanden zu finden, dem sie ähnlich sieht. Vor ein paar Monaten griff sie zum Telefon. Es klingelte bei Maria Holz von »Terre des Hommes«.

Maria Holz sah schon 30-Jährige mit Tränen im Gesicht auf Spielplätzen tollern. In Korea, Südamerika oder Indien. Über 2600 Kinder verschaffte »Terre des Hommes« in den 70er Jahren nach Deutschland. Heute hilft man zu verbinden, was einst gekappt wurde. »Wir vermitteln keine Kinder mehr. Wir helfen vor Ort«, beschreibt Maria Holz die neue Philosophie der Hilfsorganisation. Schließlich schreit es zum Himmel,

dass es Gegenden gibt, wo Eltern sich nicht einmal ihr eigenes Kind leisten können, während anderswo die Leute für ein paar tausend Dollar einfach welche kaufen. Maria Holz glaubte früher, es sei das Beste, Kinder der Armut zu entreißen. Heute fragt sie: »Wie berechnet sich Armut überhaupt?« Darin, kein Spielzeug zu haben oder keine Eltern? Sie ist inzwischen überzeugt, dass es besser sei, Kinder in ihrem Umfeld zu belassen. Viele Eltern stellten es sich zu leicht vor, ein Kind in eine andere Familie und ein anderes Land zu adoptieren.

Irgendwann, meist in oder nach der Pubertät, kommen die Fragen: Wer bin ich? Wo komme ich her? »Dann wird es brenzlich«, sagt Maria Holz.

Einer schwedischen Studie an 11 320 adoptierten Auslandskindern zufolge, wurden diese zwei bis drei Mal häufiger straffällig, zwei bis drei Mal häufiger alkoholabhängig, hatten fünf Mal häufiger Drogenprobleme und bedurften drei bis vier Mal so oft einer psychiatrischen Betreuung wie ihre in Schweden geborenen Alterskollegen. »Wir muten diesen Kindern viel Schmerz zu«, sagt Irmela Wiemann, die seit fast 30 Jahren Auslandsadoptierte in Deutschland berät und begleitet. Die Kinder verstricken sich oft in der Dankbarkeit für die eine Seite und der Sehnsucht nach den Eltern, die es für sie nicht mehr gibt. Die Psychologin erlebte Kinder, die nach außen nichts von ihrem Herkunftsland wissen wollten und in der Fantasie eine enge Beziehung zu den leiblichen Eltern unterhielten, die sie nie gesehen hatten. Sie konstruierten ein Bild, wie die Eltern wohl waren - meist arm, vielleicht ging Mutter auf den Strich. Diese Hirngespinnste lebten sie dann nach. Gingen auch auf den Strich, zum Beweis einer Identität, dass sie nach ihren Eltern

**Quelle: NEON**

© Gruner + Jahr

kommen.

Es sei wichtig, den leiblichen Eltern und dem Herkunftsland einen Platz einzuräumen.

Irmela Wiemann kennt eine Familie mit einer »Gedenkstätte«: zwei Statuen für die Eltern in Afrika.

Denen das Kind dann auch »Gute Nacht« sagen kann, von Deutschland aus. »Es geht darum, den Kindern das Gefühl zu geben, noch viel von ihren Eltern in sich zu haben«, erklärt Wiemann. Die schönen Locken von der Mutter, das Talent zum Malen vom Vater.

Lily saß in dieser Nacht vor dem Spiegel, stellte sich vor, wie jemand aussieht, der ihr ähnlich sieht. Sie hatte nur schnell in ihre Mails geguckt. »Terre des Hommes« schrieb, Mutter ist gefunden.

Einfach so. Sie solle ihr einen Brief schreiben.

Nach 22 Jahren. Wenige Tage später kam Post von Mutter. In einer Schrift, die Lily nicht lesen konnte - übersetzt in ein fragwürdiges Englisch. Die Frau auf dem Bild - eine einzige Enttäuschung. Von Ähnlichkeit keine Spur, kein bisschen. Sie komme ganz nach ihrem Vater, schrieb die Mutter. Der hat von einer Tochter nie etwas erfahren. Er blieb nicht lange.

Die einzige Person auf Erden, der Lily ähnlich sieht, weiß nicht einmal, dass sie existiert. »Die Frage ist, was man im Leben überhaupt in der Hand hat«, konstatiert Monita. Von der kolumbianischen Müllkippe ins Fachwerk nach Schwaben - sie hatte nichts zu entscheiden.

Das sei das eigentliche Problem: »Man wird gelebt.« Natürlich ist sie zufrieden. Und froh.

Und dankbar. Für die Liebe und den Lebensstandard.

Nach den leiblichen Eltern fragte sie nie. Weil sie ja dankbar sein musste, und aus Angst, zurückgeschickt zu werden. Dabei wünschte sie sich oft, in Kolumbien groß geworden zu sein. Bei den Ärmsten. Mit einer Tradition, Kultur, Religion - die vielleicht zu ihr gepasst hätte. So verrückt das klingt. So undankbar. Warum hatten sich die schwäbischen Eltern Kolumbien nie angeschaut?

»Sie hätten mir dann einiges anders erklärt«, glaubt Monita. Sie würde nie ein Kind adoptieren, aber das sollte man den Adoptiveltern nicht erzählen.

Es war das Beste für sie. Die Leute sind sich immer so sicher. Manjari Wagner studiert jetzt Medizin in Homburg. Eine zierliche stille Person.

Mit Nickelbrille. Im Krankenhaus mit weißem Kittel. In Indien trüge sie den nicht.

Manjari wird Indien nicht los: die zwei Kochkurse an der Volkshochschule: indische Küche - erst mit Fleisch, dann ohne. Die indische Bollywoodmusik, auf einen Schlag gefiel ihr das.

Sonst ist das nie so. Sie will dahin: nach Pune, in das Kinderheim. Vielleicht weiß noch jemand etwas von ihr, vielleicht hat sie Geschwister. Ob die auch Medizin studieren oder Hasen als Haustiere haben? Sie hat auch wieder ein bisschen Angst: »Dass ich es in

Indien zu gut finde und nicht mehr zurück kann.« Dass sie Deutschland verliert.

Lily will noch nicht nach Korea. Erst die Sprache lernen, irgendwann. Sie schrieb Mutter, sie hätte ihr nichts zu vergeben. Es war besser so.

Als Schwäbin führt sie ein gutes Leben, trotz falschem Etikett. Als Koreanerin wäre sie das dritte Kind einer armen Frau, unehelich und vaterlos. Leben lässt sich dort so nicht. Lily ist wieder dran mit Schreiben. Schon seit einiger Zeit. Aber die Euphorie ist weg. Im letzten Brief fragte Mutter, wann sie Geburtstag hat. »Da fragt man sich schon«, sagt Lily.

Auf [www.neon.de](http://www.neon.de) NEON-Link: IM FALSCHEN LAND Zu uns holen oder die Kinder in ihrem Umfeld der Armut überlassen? NEON-User diskutieren über den Sinn von Auslands-Adoptionen.

Lily Wallenberger liebt schwäbisches Essen mehr als das aus ihrem Herkunftsland Südkorea. »Gell Mama, man hat mich auf der Müllkippe gefunden?«, fragte Monita mit der Unbekümmertheit eines Kindes

Manjari Wagner ging zum Fasching in Deutschland als Inderin. Monita Class weiß nicht, wann und wo sie geboren wurde.

»Gell Mama, man hat mich auf der Müllkippe gefunden?«, fragte Monita mit der Unbekümmertheit eines Kindes

Manjari Wagner ging zum Fasching in Deutschland als Inderin. Monita Class weiß nicht, wann und wo sie geboren wurde.